

**Zeitschrift:** Neue Schweizer Rundschau  
**Herausgeber:** Neue Helvetische Gesellschaft  
**Band:** 11 (1943-1944)  
**Heft:** 4

**Artikel:** Das Ende des Fascismus in Italien  
**Autor:** Salis, J.R. von  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-759450>

#### Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

#### Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

#### Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

**Download PDF:** 13.01.2026

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

# Das Ende des Fascismus in Italien

Von J. R. von Salis

*„Die fascistische Revolution in Italien ist ein gigantisches Kartenhaus, das einige Zeit stehenbleiben, aber ebenso jeden Augenblick zusammenstürzen kann; und drinnen leben seine Erbauer mit stolzen Phrasen auf den Lippen und Zittern im Herzen.“*

Graf Carlo Sforza (1932)

Mussolini hielt sich gerne für einen italienischen Cromwell oder Napoleon. Zweifellos wird auch er als Diktator in die Geschichte Europas eingehen, und auch sein Regime wird zu den kurzlebigen Tyrannieen gezählt werden müssen, die ab und zu in Zeiten nationaler und internationaler Krisen bald in dem einen, bald in dem anderen Land entstanden und wieder vergangen sind. Zwanzig Jahre ist zweifellos eine sehr kurze Zeit im Leben der Völker; eine Palastrevolution verbunden mit einer Volkserhebung genügten, um in einigen Stunden den allmächtigen Mann zu stürzen und um in wenigen Tagen das fascistische Regime, seine Attribute und Institutionen zu beseitigen. Der Vergleich mit Cromwell und Napoleon, den Mussolini bevorzugte, hinkt wie übrigens die meisten historischen Vergleiche. Denn Cromwell schöpfte seine Energie aus seinem fanatischen religiösen Glauben und er fasste seine Entschlüsse nach qualvollen Gebeten, wie ein Prophet des alten Testamentes. Napoleon war ein Militär, ein siegreicher und ruhmbedeckter Revolutionsgeneral, der wie Hoche, Moreau, Bernadotte das von den Fürsten Europas bedrohte Vaterland verteidigt hatte und die schwere Aufgabe übernahm, das revolutionäre Regime durch geeignete Institutionen zu konsolidieren und die Eroberungen der Revolutionsheere für Frankreich zu bewahren. Mit diesen Männern hatte

Mussolini gewisse Charaktereigenschaften gemein, wie die Un-  
duldsamkeit, die Masslosigkeit und die Ueberzeugung, dass  
er vom Schicksal zu einer historischen Rolle ausersehen sei.  
Er dachte vielleicht daran, wie Cromwell das englische Par-  
lament durch seine Rundköpfe „säubern“ liess und wie der  
junge Bonaparte bei seinem Staatsstreich vom Brumaire dem  
in Saint-Cloud vereinigten Parlament seine Soldaten auf den  
Leib hetzte, als er als frischgebackener Ministerpräsident am  
16. November 1922 (auch im Brumaire!) vor die Kammer  
in Montecitorio trat und an die Abgeordneten die Worte rich-  
tete: „Ich könnte aus diesem Saal ein Biwak für meine Leute  
machen...“ Mussolini hatte auch das mit den Diktatoren der  
Vergangenheit gemein, dass er zur Rechtfertigung seines per-  
sönlichen Regimentes und wie zur Entschädigung für die ver-  
lorene Freiheit eine Prestigepolitik machen musste, die zu be-  
waffneten Interventionen, zu Kolonialexpeditionen, zu Kriegs-  
drohungen und schliesslich zwangsläufig zum Kriege führen  
musste. Er verstand es, in Europa und über Europa hinaus  
Unruhe zu stiften, Misstrauen zu säen, die internationale Di-  
plomatie und die Regierungen durch unerwartete Schachzüge  
und Handstreiche zu verwirren und dergestalt zur Untergrabung  
der Sicherheit in der Welt nicht wenig beizutragen. Allein  
es fehlte der fascistischen Prestige- und Machtpolitik jener  
feste Sockel, auf dem ein Cromwell und ein Napoleon standen:  
die revolutionäre Idee, die alte Formen sprengt und die Sub-  
stanz für eine neue Gesellschaftsordnung liefert. Cromwell ver-  
körperte die zum englischen Puritanismus gewordene religiöse  
Reformation, Napoleon war nolens volens der Testamentsvoll-  
strecker der französischen Revolution und ihres demokratischen  
Ideeengehaltes, weshalb denn auch über das menschliche Ende  
dieser Tyrannen und Kriegsmänner hinaus etwas von ihren  
politischen Schöpfungen in den dauernden Besitz ihrer Na-  
tionen übergegangen ist. Bei Mussolinis Fascismus ist es zweifelhaft,  
ob er trotz seinen unablässigen Bemühungen, als echte  
Revolution zu erscheinen und einen philosophischen Treibstoff  
in seine hochkomprimierten Explosionsmotoren zu pumpen,  
mehr als nur eine konjunkturbedingte, der politischen Oppor-  
tunität der Nachkriegszeit entspringende Bewegung gewesen  
sein wird.

Mit viel mehr Recht als mit Cromwell und dem grossen Bonaparte könnte man Mussolini mit Napoleon III. vergleichen. Beiden haftet etwas vom Verschwörer in der Art der Carbonari an; beide sind militärische Dilettanten, die ihr Land ohne genügende militärische Vorbereitung in kriegerische Abenteuer stürzten; beide machten eine persönliche, völlig unberechenbare Aussenpolitik, oft hinter dem Rücken ihrer eigenen Umgebung, durch die sie à la longue ihren Staat in der Welt isolierten und die Zukunft ihrer Nation schwer kompromittierten; beide haben die preussisch-deutsche Militärmacht und die Expansionspolitik ihres führenden Staatsmannes (Bismarck, Hitler) so lange gefördert, bis ihr Land den Nachteil einer so kurzsichtigen Politik schmerzlich zu spüren bekam; beide sind durch Staatsstreichs an die Macht gelangt, die sie mit ähnlichen Polizeimethoden unter Ausschaltung des Parlamentes, der Presse-, Lehr- und Meinungsfreiheit während einer langen Reihe von Jahren zu bewahren verstanden; beide regierten mit Kreaturen ohne bedeutende geistige oder Charaktereigenschaften, da sie infolge ihrer Willkürmethoden die politische und geistige Elite der Nation gegen sich hatten und sie entweder mundtot machen oder zur Auswanderung zwangen; beide versuchten, da sie das liberale Bürgertum nicht für ihre Sache gewinnen konnten, die Arbeiterschaft durch Vollbeschäftigung und durch soziale Gesetze dem Regime zu verpflichten, übrigens ohne viel Erfolg; beide suchten Vergebung ihrer Sünden in äusserlicher Prachtentfaltung, in höfischem Pomp, in militärischen Paraden, in theatralischen Schauspielen aller Art, beide appellierte an die Eitelkeit und den Snobismus der Menschen; beide wollten aus der Hauptstadt ihrer Länder den Mittelpunkt der Welt machen, und was Napoleon III. durch den Präfekten Baron Haussmann in Paris ausführen liess: die Niederreissung alter Quartiere und ungesunder Häuser und die Errichtung breiter Boulevards und Avenuen, liess Mussolini auf seine Art in Rom durchführen, als bleibendes Zeugnis grandioser Bautätigkeit und cäsarischer Monumentalität. Es war sehr merkwürdig, Mussolinis Lauf ins Verderben im Licht des Präzedenzfalles Napoleons III. zu verfolgen. „Ein Diktator muss seinem Volk einen Sieg zu jedem Frühstück servieren“, sagte 1935 ein kluger Franzose, und er bemerkte, als

Mussolinis Expedition nach Abessinien trotz allen Bremsversuchen der englischen und französischen Diplomatie und des Völkerbundes ins Rollen kam: „Das ist sein Mexiko.“ Als dann 1938 Mussolini infolge seiner Selbstisolierung und seiner bereits zu weit gediehenen Anlehnung an Hitler-Deutschland seine bisherige, den nationalen Interessen Italiens entsprechende Mitteleuropa-Politik opfern und der Ausdehnung des Deutschen Reiches bis an den Brenner wohl oder übel seine Zustimmung geben musste, erlitt er — wie Napoleon III. im Jahre 1866 — sein Sadowa. Auch er hatte den Partner so lange begünstigt, bis es zur Umkehr zu spät war und Deutschland durch die Aufrichtung seiner Herrschaft in Oesterreich, in Böhmen und im Donautal Italien gerade in dem Gebiet schachmatt setzte, wo es infolge seines Sieges im ersten Weltkrieg und der Zerschlagung der österreichisch-ungarischen Monarchie einen freien Spielraum und eine ideale Einflusszone an seiner Nordostgrenze erhalten hatte. Mittlerweile ist auch für Mussolini auf Sadowa Sedan gefolgt. Die verlorene Schlacht auf Sizilien konnte er politisch nicht überleben, und für das italienische Volk sind nur noch die bitteren Früchte zu pflücken übrig geblieben, die der Baum der fascistischen Politik getrieben hat.

Als ich vor Jahren in einer Diskussion über irgendein Problem von Mussolinis Aussenpolitik einer italienischen Persönlichkeit die Frage stellte: „Was sagt die Partei dazu?“, erhielt ich die verblüffende Antwort: „Was, Partei — es gibt keine Partei bei uns, es gibt nur einen Mann!“ Man wird sicherlich Mussolini nicht abstreiten können, dass der Fascismus das Kind seines Geistes und das Werk seines Willens war. Daraus folgt, dass die fascistische Bewegung, ihre Ideologie und ihre Politik — sie mag dabei so viele Anleihen an fremdem Gedankengut gemacht und von verschiedenen Seiten so viel Unterstützung erhalten haben wie immer — weitgehend Mussolinis persönliches Werk war. Das erklärt aber auch, warum unmittelbar auf die Absetzung und Verhaftung des Diktators am 25. Juli der vollständige Zusammenbruch des Regimes erfolgte. Denn das Regime hatte ohne seinen Schöpfer und Führer keinen Sinn mehr, ja nicht einmal die Möglichkeit weiterzuleben, wie es sich die „Hierarchen“ des Gros-

sen Rates des Fascismus und ihr ehrgeiziger Wortführer Grandi offenbar vorgestellt hatten, als sie in der Nacht vom 24. auf den 25. Juli durch ihre feindselige Resolution selber den äusseren Anstoss zum Sturz des allmächtigen Mannes gaben — und gleichzeitig den Ast absägten, auf dem sie alle sassen. Auch die fascistische Miliz verteidigte ihren Duce nicht, ob-schon das Zehnte Gebot des Milizsoldaten heisst: „Eine Sache muss dir über alles teuer sein: das Leben des Duce. Danke jeden Tag inbrünstig Gott, dass er dich zum Italiener und Fascisten gemacht hat.“ Wie sehr offenbar Mussolini auf die Miliz zählte, als sich infolge des Krieges und der Niederlagen die Nation von seiner Politik immer mehr abwandte, ging aus seiner Rede vom vergangenen 24. Juni (seinem Schwanengesang als Regierungschef) hervor; dort hiess es in dem am 5. Juli 1943 von der Agentur Stefani verbreiteten Auszug: „Mussolini beschäftigte sich dann mit der fascistischen Miliz, die sich überall dort mit Ruhm umgeben habe, wo sie zum Einsatz gekommen sei. Sie bestehe heute aus hunderttausenden von Männern, und sie sei in Bataillone und Panzerdivisionen eingeteilt, wobei für die Ausrüstung der letzteren die deutsche SS aufgekommen sei.“ Schon vor sechzehn Jahren, im Mai 1927, erklärte Mussolini in einer Rede, dass er über genügend Machtmittel verfüge, um jeden Auflehnungsversuch niederzuschlagen, und er zählte auf, er habe 60 000 Polizeimannschaften, 20 000 Polizeikommissare, 30 000 Milizen in ständigem Dienst, dazu eine Viertelmillion Milizen, die jeden Augenblick unter die Waffen gerufen werden können; was er damals über die Ausrüstung dieser riesigen Prätorianergarden mit Kraftwagen, Lastwagen, Motorrädern usw. sagte, wäre auch dann noch eindrucksvoll genug, wenn nicht in jüngster Zeit als Geschenk der deutschen SS die Ausrüstung von regelrechten Panzerdivisionen dazugekommen wäre. Es muss als eine der bemerkenswertesten Erscheinungen unserer Zeit bewertet werden, dass der Macht- und Polizeiapparat des italienischen Fascismus gerade in dem Augenblick versagt hat, für den er geschaffen worden war: im Augenblick der Gefahr für das Regime — im Augenblick, als der Duce es wirklich nötig gehabt hätte, beschützt, gegen seine Feinde verteidigt und an der Macht gehalten zu werden. Der Sturz Mussolinis war nur

möglich infolge der vollkommenen Treulosigkeit der fascistischen Hierarchen und der fascistischen Miliz. Das Neunte Gebot der Miliz hiess: „Der Freiwillige (Milizsoldat) hat keinen Anspruch auf mildernde Umstände, wenn er den Gehorsam verweigert.“ Die Hierarchen des Grossen Fascistenrates benahmen sich dem Mann gegenüber, von dem es im Achten Gebot der Miliz heisst: „Mussolini hat immer recht“, ebenso undiszipliniert und respektlos wie die Marschälle Napoleons, als sie diesen in Fontainebleau recht brutal zur Abdankung zwangen. Wer ist in solchen Fällen schuldiger: der Gefolgsmann, dem es angesichts der Katastrophe des Vaterlandes zu dumm wird, länger dem früher vergötterten Führer Gehorsam zu leisten, oder der Führer, der in seiner Vermessenheit für sich eine halbgöttliche, unfehlbare Stellung über allen Menschen und unbeschränkte Befehlsgewalt über sein Volk in Anspruch genommen hat?

Die ganze fascistische Bewegung spiegelte in vergrößerter Vergrösserung die Vorzüge und Schwächen ihres Schöpfers Mussolini wider. Man wird ihn und seinesgleichen niemals verstehen, wenn man die einfache Tatsache übersieht, dass er ein Erbe des von ihm so heftig bekämpften Individualismus war, der — vielleicht unbewusst — nichts anderes tat, als in der Politik und an der Macht seine Individualität ausleben. Wie der Held in Balzacs Roman liess er von einer Anhöhe aus seinen Blick über die Hauptstadt schweifen und sprach: „Et maintenant, à nous deux!“ Da es ihm gelang, Regierungschef zu werden und sich das Land zu unterwerfen, entstand dann „diese gegenseitige Sklaverei Mussolinis und der Nation“, von der einer seiner Biographen spricht. Das schliesst keineswegs aus, dass er als Duce des Fascismus mit heisser Leidenschaft sein Land gross machen wollte, dass er sich selbst einer strengen Arbeitsdisziplin unterwarf, um den Regierungsapparat fest in Händen behalten zu können, und dass von seiner Persönlichkeit ein Fluidum ausging, mit dem er Sympathien zu wecken verstand und die Massen in Begeisterung versetzte. Aber er sah die Grösse Italiens in rein äusserlichen Dingen — er wollte seinem Vaterland „die Welt gewinnen“ und begriff nicht, dass es „Schaden nahm an seiner Seele“. Seine Liebe zu Italien war eine Art Narzissismus, da sie unzertrenn-

lich war von der masslosen Liebe zu sich selbst und unfähig, die eigene Stellung zu opfern, als es zum Wohl des Landes und des Staates notwendig gewesen wäre. Mussolini hätte Gelegenheit, ja die Pflicht gehabt, nach der Ermordung Matteottis im Jahr 1924 zurückzutreten, als ein Sturm der Entrüstung durch das Land ging, die letzten Fascistenabzeichen aus den Knopflöchern verschwanden und die Ehre der fascistischen Regierung durch diese Untat besudelt war. Anstatt dessen wehrte er sich mit Klauen und Zähnen gegen die Mehrheit im Lande: die Monarchisten, die Republikaner, die Liberalen, die Katholiken, die Sozialisten. Die gebildeten Kreise waren bereits damals offen gegen Mussolini; denn zwei Jahre Fascismus mit ihrer ständigen Unruhe und Gewalttätigkeit hatten die Nation verstimmt, die Banden in schwarzen Hemden hatten durch ihre Handstreichs, ihre „Strafexpeditionen“, ihr loses Leben und ihre verdächtige Bereicherung allgemeine Empörung ausgelöst; die Presse war gegen das Regime, der Führer der Frontkämpfervereinigung, Viola, hatte in einer Kammersitzung den jungen Bottai knock-out geschlagen, Don Sturzo, der Führer der katholischen Demokraten, die liberalen Führer Albertini, Amendola, Gobetti, die Sozialistenführer Filippo Turati, Claudio Treves, der Philosoph Benedetto Croce, der Historiker Guglielmo Ferrero, der frühere Ministerpräsident Nitti, der grosse Diplomat Graf Carlo Sforza: alle, die die Nation repräsentierten, waren gegen ihn, einige Mitarbeiter rieten ihm zur Demission und der König wartete, dass sie ihm Mussolini anbiete. Mit der Ermordung Matteottis ging die Zeit zu Ende, wo der Fascismus von den verschiedensten Kreisen mit einem gewissen Wohlwollen umgeben wurde, wo selbst Benedetto Croce ihn als eine „Brücke“ zu einem kräftigeren Liberalismus in einem stärkeren Staat auffasste, wo die Konservativen von ihm eine Stärkung der Zentralgewalt erwarteten und die „Popolari“ Don Sturzos in ihm einen möglichen Bundesgenossen sahen. Denn anfänglich waren Männer wie Sforza, die (wie dieser in seinem Buch „Europäische Diktaturen“ schreibt) „von vornherein ihr unbesiegbares Misstrauen dem Abenteurer gegenüber erklärten“, in der Minderheit.

Da die Ermordung Matteottis der entscheidende Wendepunkt in der Entwicklung des Fascismus war, müssen wir

kurz dieser Episode gedenken. Bis zu diesem Zeitpunkt waren zwar schon zahlreiche Gewalttaten und Verbrechen von den Schwarzhemden ausgeführt worden, aber in Italien existierte noch das verfassungsmässige Regime, die Männer der Feder konnten, wenn sie auch in ihrer persönlichen Sicherheit bedroht waren, schreiben und drucken lassen, was sie wollten, der Senat und die Kammer tagten und legiferierten, wenngleich bereits infolge eines fascistischen Wahlgesetzes künstlich eine fascistische Mehrheit in der Abgeordnetenkammer hergestellt worden war. Bei den Verhandlungen im Senat, die auf die Ermordung Matteottis folgten, warf Mussolini einigen Ballast ab; er sprach seinen Abscheu über das Verbrechen aus, bekannte sich zu gesetzlichen Methoden, ernannte einen Innenminister, der dem Königtum und dem Papsttum genehm zu sein schien, und willigte ein, dass seine Miliz dem König den gleichen Treueid leiste wie die Armee. Drei Senatoren, Abbiate, Albertini und Graf Sforza, gaben sich jedoch nicht zufrieden und erklärten, dass der Regierung die Verantwortung für das Verbrechen zufalle. Die Rede, die Sforza damals im Senat hielt, ist denkwürdig. Er sagte u. a.: „Der Versuch — wie ihn der Ministerpräsident unternommen hat —, aus anderen Ländern Beispiele anderer gewalttätiger Verbrechen heranzuziehen zu dem Zweck, das aufgerührte Gewissen Italiens zu beschwichtigen, hiesse der gleichen übertriebenen Rücksichtnahme auf die öffentliche Meinung des Auslandes unterliegen. Ein grosses Land muss den Mut haben, der Wahrheit ins Gesicht zu schauen. Und die Wahrheit ist diese: Anderswo sind Verbrechen aus Fanatismus begangen worden, aus Klassenhass, aus Rassen- und Parteigegensätzen. Hier aber handelt es sich um ein Verbrechen — während frühere Verbrechen noch ungesühnt geblieben sind —, das aus der Mitte der Regierung und der obersten Leitung einer Partei heraus in Szene gesetzt wurde, die nach der fascistischen Theorie mit der tiefsten Wesenheit des Volkes eins zu sein behauptet. Ein Verbrechen, begangen von Gefolgsleuten gegen den Willen ihres Duce? Schön — aber dann hat der Chef der Regierung den unverzeihlichen Fehler begangen, diese Leute, trotzdem er von vielen Seiten vor ihnen gewarnt war, ausdrücklich in Schutz zu nehmen, wie es in seiner Rede vor wenigen Mo-

naten geschah, in der er sich lustig machte über die Vorstellung eines von schlechten Ratgebern umgebenen guten Tyrannen. Er sagte damals wörtlich: „Diese angeblichen schlimmen Ratgeber des guten Tyrannen sind Männer, die jeden Morgen mit ihrem Tagesrapport bei mir antreten und mit denen ich die Verantwortung voll teile.“ Warum andererseits ist er niemals gegen die Verbrechen eingeschritten, die in ihrer furchtbaren, doch infolge ihrer Straflosigkeit durchaus erklärlichen Steigerung schliesslich zu der Tragödie Matteotti führen mussten?“ Sforza zählte dann die Ueberfälle auf Volksvertreter, die Ermordungen von Arbeitern, die Straflosigkeit oder Amnestierung von Schuldigen auf und warf Mussolini vor, stets „nur Worte der Entschuldigung für die Angreifer zu finden und Verhöhnungen, Schmähungen und erneute Drohungen für die Opfer.“ Die grosse grundsätzliche Bedeutung, die diese Rede Sforzas für die gesamte nachfolgende Regierungszeit Mussolinis bis zu dessen Sturz am 25. Juli 1943 beibehalten hat, liegt aber in folgenden Sätzen: „Wo der Meinungsstreit aufhört, hört auch das Leben eines grossen Landes auf. Machiavelli, über den unser jetziger Premier einst eine Doktorarbeit zu schreiben gedachte, sagt: „Wer die Gegensätze verdammt, der scheint mir gerade das zu verdammen, was Rom gross und frei gemacht hat.“ Der Fascismus ist, darin liegt das Uebel, eine Art Weltanschauung, erklärbar in gewisser Hinsicht, aber eines positiven Gedankenaufbaus entbehrend und daher nur lebensfähig in einer Atmosphäre der unbestrittenen Gläubigkeit oder des Zwanges. Der Fascismus konnte viele Schlachten gewinnen, nicht eine einzige aber der geistigen Auseinandersetzung. Darin liegt, meine Herren, der eigentliche Grund für Matteottis Tod. Er war der kühnste, der leidenschaftlichste und der intellektuell am besten ausgerüstete Gegner. Er wurde beseitigt und damit jeder Meinungsstreit verfehlt.“

Im Senat stimmten jedoch 225 Senatoren für die Regierung und nur 21 gegen sie. Die ewige kleinmütige Furcht „vor dem Schlimmeren“ — in diesem Fall vor dem Bürgerkrieg, vor dem die Schwarzhemden nicht zurückgeschreckt wären — liessen einen Regierungswechsel in jenem Augenblick nicht ratsam erscheinen. Die Vertreter der Oppositionsparteien

blieben aus Protest gegen die Beseitigung Matteottis von den Sitzungen der Abgeordnetenkammer fern. Am 3. Januar 1925 endlich entschloss sich Mussolini, die scheinbar bisher gewährte Verfassungsmässigkeit und Gesetzlichkeit seines Regimes über Bord zu werfen; er erklärte vor den gelichteten Reihen der Kammer, dass alle Verbrechen das Ergebnis einer bestimmten historischen Situation und politischen Atmosphäre seien und dass er die volle Verantwortung für sie übernehme. Um zu verhindern, dass die Opposition den Handschuh aufhebe und wieder zu den Sitzungen erscheine, schloss er das Parlament. Ueber die daraufhin einsetzende Terrorwelle stimmen alle Berichte, aus antifascistischer wie auch aus fascistischer Quelle überein. Die treuesten Männer des Duce: Bottai, Farinacci, Balbo, De Vecchi, Arpinati, Augusto Turati sammelten in den Städten Italiens die Schwarzhemden zu einem zweiten Marsch auf Rom. Fanatiker, aber auch Elemente der Unterwelt und des Verbrechertums schlossen sich diesen Strafexpeditionen gegen die Feinde Mussolinis an, und Sforza hat zweifellos nicht unrecht mit seiner Bemerkung, die fascistische Bewegung sei „darin einzig dastehend in der Geschichte, dass sie bei ihren echten oder scheinbaren reaktionären Tendenzen trotzdem alle verbrecherischen Elemente des Landes auf ihrer Seite hatte.“ Vielleicht aber ist das nur die Folge davon, dass bei der fascistischen Revolution so gut wie bei jeder anderen die untersten Schichten der Bevölkerung und alle schlimmen menschlichen Instinkte aufgerührt wurden. Auch die Antifascisten nahmen nun Zuflucht zur Gewalt — Gabriele d'Annunzio stellte sich wieder an die Spitze seiner Legionäre aus der Zeit des Fiume-Abenteuers, der Dichter und ehemalige Frontkämpfer Sem Benelli übernahm die Führung des Bundes „Vaterland und Freiheit“ — und über die italienische Halbinsel ging ein Hagel von Revolverschüssen nieder. In Rom hatte Mussolini in jenem emphatischen Stil, der für das fascistische Regime charakteristisch ist, an die zu seiner Verteidigung herbeigeeilten Getreuen die Worte gerichtet: „Wenn ich marschiere, folgt mir; wenn ich euch verrate, tötet mich; wenn ich sterbe, rächt mich.“ Die antifascistische Presse genierte sich nicht, den Prozess des Regimes zu machen, die Hinrichtung Mussolinis und seiner Männer und die Auflösung der Partei und der

Miliz zu verlangen. Damals unterzeichneten die führenden Intellektuellen des Landes — Universitätsprofessoren, Philosophen, Künstler, Schriftsteller — das berühmt gebliebene antifascistische Manifest.

Aber all das bedeutete nur ein letztes Aufflammen der politischen Kämpfe und des Meinungsstreites in Italien, ehe der Fascismus seine entscheidenden Siege über seine inneren Gegner davontrug. Die Meinung Mussolinis zum Thema der politischen Freiheit war von unüberbietbarer Klarheit: „Wenn meine Gegner noch auf den Leichnam Matteottis spekulieren wollen“, rief er in der Kammer aus, „werden sie Blei bekommen. Wer nicht für mich ist, ist gegen mich.“ Damals haben noch zwei politische Morde die öffentliche Meinung Italiens tief bewegt: derjenige an Piero Gobetti, einem nur 24jährigen Dichter, Philosophen und Verleger, der in Turin die Zeitschrift „Die liberale Revolution“ herausgab und dessen Bücher auf die damaligen Italiener einen tiefen Eindruck machten; und derjenige an dem ebenfalls jungen, liberal-konservativen Abgeordneten Amendola, der wie Gobetti überfallen und mit Stockschlägen so übel zugerichtet wurde, dass er an seinen Verletzungen starb. In der gleichen Nacht und zur selben Stunde wurden Benedetto Croces Bibliothek in Neapel geplündert und in Norditalien das Landhaus des Grafen Sforza niedergebrannt. Verschiedene Attentate auf Mussolini lieferten den Vorwand, um das fascistische Regime immer mehr zu einer äussersten Zentralisierung der Macht im Staate zu drängen. Die Redaktionsräume der antifascistischen Zeitungen wurden gestürmt und zerstört: „Man kam so nach und nach zur Unterdrückung der Presse- und der Gedankenfreiheit“, schreibt Antonio Aniante in seiner Biographie Mussolinis, „zur Errichtung eines rein fascistischen Parlamentes, zum fascistischen Gesetzbuch, zur Auflösung der gegnerischen Parteien, zur Todes- und Verbannungsstrafe, zur obligatorischen Fascistisierung der grossen Tageszeitungen *Corriera della Sera*, *Stampa*, *Giornale d’Italia*, zur Vernichtung der freimaurerischen und der katholischen Vereine, zur Gefangensetzung des Grossmeisters Domizio Torrigiani, zur Verbannung von Don Sturzo und der anderen Oppositionsführer: Salvemini, Sforza, Nitti, Modigliani, Treves, Buozzi, Turati, Rosselli, Ferrero.“

Das fascistische Liktorenbündel avancierte im nunmehr strikte diktatorisch regierten Staat zu einem nationalen Symbol, während vom 26. November 1926 an das Ausnahmegericht zum Schutz des Staates, das für alle politischen „Verbrechen“ zuständig war und seine Urteile nach kriegsrechtlichem Verfahren fällte, die oberste Justiz des Regimes darstellte. Geistig und moralisch hochstehende Männer, aber auch hunderte von Arbeitern und Bauern, die der fascistische Sprachgebrauch kurzweg als „Kommunisten“ bezeichnete, wurden von diesem Gericht abgeurteilt. Alfredo Rocco ist der Name des Mannes, der das neue fascistische Gesetzbuch ausgearbeitet hat, in dem die Todesstrafe über jeden verhängt wurde, „der die Absicht hat, gegen den Staat zu komplottieren.“ Das öffentliche wie auch das Strafrecht des fascistischen Staates bilden ein klassisches Beispiel dafür, wie durch pseudojuristische Formeln der Rechtsstaat in sein Gegenteil verkehrt, die Rechtssicherheit des Staatsbürgers ständig gefährdet, die Gleichheit der Bürger vor dem Gesetz abgeschafft, das Rechtsempfinden durch zahllose Ausnahmebestimmungen verletzt und an die Stelle des objektiven Rechts ein parteipolitischen Zwecken dienendes, peinlich reglementiertes Polizeiregiment gesetzt wird, das jede nötige Handhabe bietet, um jeden Bürger, vom schlichtesten bis zum mächtigsten und reichsten, in seiner persönlichen Freiheit sowohl als auch in seiner moralischen und physischen Existenz zu vernichten. Die Verbannungsstrafe — das confino — ist aus verschiedenen Beschreibungen bekannt — z. B. aus F. Nittis „Unsere Gefängnisse und unsere Flucht“ und aus den Memoiren des Financiers Riccardo Gualino: „Mein Leben und meine Unternehmungen“. Die Liparischen Inseln haben mit ihrer Hitze, ihrem ständigen Seewind und der engen Polizeiüberwachung mehr als einen Mann gebrochen.

Mussolini konnte seiner ganzen Natur und politischen Auffassung nach Opposition und Diskussion nicht brauchen. Nach der Aufrichtung der reinen Tyrannis äusserte er unumwunden: „Man kann nur so regieren. Das Land hat keine inneren Kämpfe nötig; es hat Verbesserungen nötig; deshalb soll man mich in Frieden arbeiten lassen.“ Vielleicht war Mussolini deshalb nicht imstande, einen Meinungskampf zu bestehen und für seine zweifellos in bester Absicht unternommene Arbeit

zur Verbesserung des öffentlichen Lebens in Italien eine Kontrolle durch die öffentliche Meinung zuzulassen, weil er geistig dafür nicht gerüstet war. Auf seiner Laufbahn lastet die Tragik des intellektuellen Ungenügens des Autodidakten. Bekanntlich leiden solche Männer neben einem störenden Mangel an innerer Sicherheit auch an einem abgründigen Ressentiment gegen alle diejenigen, die nach ihrer Auffassung im Leben mehr Glück hatten. Sie kommen dazu, den Gebildeten, ja die Bildung und die Kultur schlechthin zu hassen und sich für Kinder des Volkes zu halten, aus denen der Geist des einfachen Volkes spreche — obschon ihnen dieses, das nicht minder als andere Leute die Widerwärtigkeiten des auf allen lastenden Zwangs zu spüren bekommt, begreiflicherweise nur wenig Dank für diese Art von Volksverbundenheit weiss. Was Mussolini in seiner Jugend an Wissensstoff und Philosophie in seinen von Natur unkritischen und ungenügend auf eine seiner grossen Begabung entsprechenden Laufbahn vorbereiteten Kopf aufnahm, vermischte sich in diesem zu jenem eigentümlichen und gefährlichen weltanschaulichen Explosivstoff, der in unserer Zeit als „Dynamik“ bekannt wurde. Der Vater, ein Dorfschmied und Anarchist, gab bekanntlich seinen beiden Söhnen die Namen von berühmten Revolutionären: von Benito Juarez, der beim Aufstand gegen Kaiser Maximilian von Mexiko getötet wurde, und von Arnold von Brescia. Aus dem Vaterhaus nahm also der Jüngling Ideen von Bakunin mit auf den Lebensweg, aus dem Salesianerstift und aus dem Lehrerseminar das dürftige Wissen eines Volksschullehrers, das seinem feurigen Naturell niemals genügen konnte, aus Marx seine Auffassungen von historischem Materialismus und Klassenkampf, aus Nietzsche seinen Glauben an die Existenz von Uebermenschen, aus Georges Sorel den Gedanken, dass in gewissen historischen Situationen die Anwendung von Gewalt legitim sei, aus Pareto einige Missverständnisse über mathematische Nationalökonomie, vielleicht aus William James jene „pragmatische“ Auffassung, dass für jede Epoche eine andere politische „Wahrheit“ Gültigkeit habe. Wenn man sich mit Mussolinis Schriften und Aeusserungen geduldig abgibt und versucht, das, was er selbst so oft und mit so viel Nachdruck seine „Doktrin“ nannte, zu verstehen, kommt man zum Schluss,

dass es sich eigentlich nicht um eine Doktrin im staatsphilosophischen Sinn handelt, sondern vielmehr um den Versuch, seinem individuellen, überaus vitalen, triebhaften Lebensgefühl einen adäquaten Ausdruck zu geben. Da eine hemmungslose Disziplin- und Grundsatzlosigkeit, ein zehrender Ehrgeiz, ein unbegrenzter Wille zur Macht, ein tiefer Fatalismus, eine angeborene Gewalttätigkeit, eine asoziale Veranlagung und die revolutionären, anarchistischen Einflüsse der frühesten Umwelt die hervorstechendsten Merkmale seiner Individualität sind, ist es weiter nicht verwunderlich, dass sich Mussolini aus diesen Gegebenheiten seiner Wesensart und aus philosophischen Systemen, die seinem Lebensgefühl entgegenkamen, jenes eigentümliche Gebäude der fascistischen Weltanschauung aufgerichtet hat — demgegenüber es nur blinden Glauben oder erzwungene Unterwerfung gab, wenn man von ihm nicht zerschmettert werden wollte. Es ist klar, dass Mussolini die unkonservativste Natur ist, die man sich denken kann, und dass sein Regime, weit davon entfernt, die traditionellen Mächte in Italien zu konsolidieren oder die bisherige Gesellschaftsordnung zu stärken, im Gegenteil die Fundamente der bürgerlichen Gesellschaft in Italien schwer erschüttert hat. Es ist daher eine der erstaunlichsten und traurigsten Erscheinungen der beiden letzten Dezennien gewesen, dass — übrigens nicht nur in Italien — so viele Konservative und Bürger in ihrer blinden Furcht vor der bolschewistischen Gefahr im Fascismus einen Halt und einen Rettungsanker erblickten; die Unglücklichen ahnten die tief anarchistische und traditionsfeindliche Natur von Mussolinis Regime nicht, und sie hatten kein Gefühl mehr dafür, welch eine Sicherheit für die menschliche Gesellschaft in der Freiheit liegt und welche tödliche Unsicherheit mit der Abschaffung des Rechtsstaates in die Welt des 20. Jahrhunderts eingebrochen ist.

Nicht einmal der Nationalismus gehört zum ursprünglichen Wesen Mussolinis, denn er war zuerst revolutionärer Internationalist, protestierte als antipatriotischer Sozialist nach der Art von Lenin und Gustave Hervé im Jahr 1911 gegen die Eroberung Libyens durch die Italiener, liess es dabei zu Täglichkeiten gegen die Polizei und gegen Militärzüge kommen, sodass er verhaftet und eingesperrt wurde. Noch Anfang

August 1914, als der Weltkrieg ausbrach, forderte er die Frauen auf, sich auf die Schienen zu werfen, um die Militärzüge, die Truppen an die Grenze transportierten, am ausfahren zu verhindern. Mit der gleichen „furia“ hat dann allerdings Mussolini im Oktober des gleichen Jahres seine Meinung radikal geändert, indem er die Direktion des sozialistischen Avanti verliess und zur Propagierung des Eintritts Italiens in den Krieg den Popolo d’Italia gründete. Instinktive Impulse und starke Gemütsbewegungen haben ihn in sein abenteuerreiches Leben gestossen: „Audacia“ betitelte Mussolini den ersten Artikel in seinem Popolo d’Italia; Kühnheit, nicht die Erhabenheit einer grossen Idee veranlasste ihn plötzlich, mit wilder Leidenschaft die Intervention Italiens im Weltkrieg zu propagieren. Er zitierte einmal mit Zustimmung folgenden Satz eines französischen Schriftstellers: „Leben heisst nicht rechnen, leben heisst handeln.“ Irreligiös, ohne Ehrfurcht und ohne Grundsätze, huldigte er einer „vitalistischen“, einer „aktivistischen“ Lebensphilosophie. Sein Biograph Antonio Aniante, der zu seinen frühesten Mitarbeitern am Popolo d’Italia gehörte und später zwischen seiner glühenden Verehrung Mussolinis und seinen Einwänden gegen dessen kulturreindliche und kriegerische Politik hin- und hergezerrt wurde, hat zweifellos recht, wenn er sagt, Mussolini habe ein barbarisches Ideal gebracht, „der Mann und sein Werk gehöre einer eng begrenzten Welt an.“ Aber Aniante (sein Buch „Benito Mussolini“ ist 1932 in Paris erschienen) erblickt andererseits einen Vorzug in einem Mangel, der Mussolini zum Verhängnis geworden ist: „Ich denke oft“, schreibt Aniante, „dass es ein Glück war, dass Mussolini nicht die geringste Kenntnis des Griechischen und des Lateinischen hatte. Das wären zwei Bleikugeln an seinen behenden Füssen gewesen, die ihn zum nachdenken gezwungen und daher seinen Lauf verlangsamt hätten.“ Aniante meint mit Griechisch und Lateinisch offensichtlich: einen kritischen Intellekt. In der Tat war die Politik Mussolinis vor allem emotionell bestimmt — und das ist auch der Grund, warum er schwerlich in der Geschichte einen Platz unter den hervorragenden Staatsmännern einnehmen wird (auch Napoleon III. machte eine emotionelle, von Sentiment und von Ressentiment entscheidend beeinflusste Politik: die Leidtragen-

den sind in solchen Fällen die Völker). Dieses geistige Versagen, das der ganzen fascistischen Aera ihren Stempel gibt, führte auch zu der bombastischen Rethorik, zu dem falschen Pathos, zu den hohlen Phrasen, die die Wortführer des Regimes bis zum Ueberdruss gebrauchten.

Das alles wäre schliesslich nur eine inneritalienische Angelegenheit gewesen, wenn nicht dieser bedenkenlose und grosssprecherische Geist des Fascismus zusammen mit dem jeder Diktatur innwohnenden Zwang zur Prestigepolitik Mussolini zu einer die geographischen und wirtschaftlichen Möglichkeiten Italiens weit überschätzenden aggressiven Aussenpolitik geführt hätte. In einer Rede, die er im August 1932 gehalten hat, verwarf Mussolini grundsätzlich jegliche pazifistische Doktrin wie auch jede Art von Internationalismus und Völkerbund. Die jungen Fascisten sollen ausschliesslich zum Kampf mit allen Risiken, die er mit sich bringt, erzogen werden. „Der fascistische Staat ist ein Wille zur Macht und zur Herrschaft... Für den Fascismus ist das Streben nach Herrschaft, d. h. nach Expansion, eine Aeusserung der Vitalität; sein Gegenteil, der häusliche Geist, ist ein Zeichen des Niedergangs. Die Völker, die geboren und wiedergeboren werden, sind imperialistisch; die sterbenden Völker verzichten.“ „Im Jahr 1950 wird es nur ein einziges junges und starkes Volk geben! Das wird das italienische Volk sein!“ Nicht der Frieden, der Krieg, der Imperialismus werden der fascistischen Jugend vom Duce gepredigt: „Ein Gewehr in einer Hand, ein Buch in der anderen“, rief er in einer Rede vor Studenten aus. Mussolini liebte Wendungen wie diese: „Die Schönheit der Bajonette“, „Im Schatten der Schwerter“, „Ich betrachte die italienische Nation als in einem ständigen Kriegszustand befindlich“ — und endlich jene Ansprache, die er vor sechzehn Jahren vor der Miliz hielt und die wie nichts anderes seine Handlungsweise vom 10. Juni 1940 — seinen Angriff in den Rücken des fallenden Frankreich — erklärt: „Das Schicksalsrad dreht sich. Derjenige ist weise, der es im Augenblick ergreift, wo es an ihm vorbeikommt (Beifallssturm). Wenn das Schicksalsrad in der Reichweite unserer Hände vorbeikommt, werden wir bereit sein es zu ergreifen und es nach unserem Willen zu lenken (Beifall). Kameraden, es ist schön, im Schatten

unserer Fahne zu leben, aber wenn es die Notwendigkeit gebietet, wird es noch schöner sein, für sie zu sterben.”

Es ist noch in jedermanns Erinnerung, wie diese kriegerischen Reden Mussolinis in eine Zeit fielen und allgemeine Bestürzung auslösten, als die Locarno-Politik ihre ersten schwachen Blüten zu treiben schien, als in Genf der Völkerbund eine ernsthafte Anstrengung zur internationalen Zusammenarbeit machte, als ein Briand und ein Stresemann auf der europäischen Bühne standen und die Völker zu hoffen begannen, dass endlich friedlichere und ruhigere Zeiten anbrechen würden. Es wäre ebenso albern, dem italienischen Fascismus alle Schuld an der Störung des europäischen Friedens zuschieben zu wollen, wie es auch vergeblich wäre, den fatalen Impuls wegzuleugnen, den Mussolini der internationalen Politik in der Richtung auf einen neuen Krieg hin gegeben hat. Es ist ganz begreiflich und in der Natur der Sache liegend, dass ein Regime wie das von ihm begründete an die kriegerischen Tugenden, an die militärische Rangordnung und Subordination appellierte: denn nur in einem militärischen, kämpferischen und autoritären Milieu konnte sich der Fascismus am Leben erhalten. Dazu gesellte sich von allem Anfang an die feste Absicht des Fascismus, Frankreich in Europa den Rang abzulaufen, Italien als Vormacht im Mittelmeer und in Afrika an die Stelle Frankreichs zu setzen, das pazifistische, demokratische, „dekadente“ Frankreich durch das junge, kriegerische, lebensvolle Italien als Grossmacht zu verdrängen. Der bereits zitierte Antonio Aniante lässt in dieser Beziehung keinen Zweifel: „Der Hass gegen Frankreich erstreckt sich bis in die geheimsten Fasern der fascistischen Nation“, schreibt er. Sein Buch, 1932 gedruckt und also noch vor der Macht ergreifung Hitlers geschrieben und veröffentlicht, enthält folgenden Passus unter vielen ähnlichen: „Wenn Mussolini davon träumt, Frankreich zu zerschmettern (er denkt bereits seit zehn Jahren daran), ist das der schönste Traum, den ein Politiker machen kann: die Tatsache, dass er Frankreich als den unmittelbaren Feind gewählt hat, verdient das höchste Lob. Warum interessiert uns die Feindschaft Hitlers gegen Paris nicht sehr? Weil Frankreich gegen Deutschland keine neue Tatsache ist; es ist eine historische Tatsache. Heute ist die

Mehrheit der jungen Kräfte in Italien gegen Paris, für Berlin. Hitler erhält Impulse von Mussolini; das nationalsozialistische Ideal ist ein italianisierendes Ideal. Der antifranzösische Geist hat sich je länger je mehr entwickelt; von Zeit zu Zeit aus Gründen höherer Diplomatie abgeschwächt, ist er zuletzt brutal ausgebrochen.“ Und im Vorwort des gleichen Buches: „Die Franzosen wären töricht, wenn sie glauben würden, Mussolini habe die Macht ergriffen, um hinter seinen Grenzen ruhig zu bleiben, und sehr leichtsinnig, wenn sie in ihm nicht den hauptsächlichsten Schmied des europäischen und in erster Linie des französischen Schicksals erkennen würden.“

Die später erfolgte Machtergreifung Hitlers in Deutschland und der rasche Aufstieg des Dritten Reiches zur Macht in Europa hat wohl den Aspekt dieser Frage etwas zu verschieben vermocht — aber grundsätzlich ist Mussolini seiner antifranzösischen Politik konsequent treu geblieben. Ich hatte kurz nach dem Abkommen Mussolini-Laval vom Januar 1935 eine Unterredung mit einer italienischen, als frankophil bekannten Persönlichkeit, der ich meine Freude darüber ausdrückte, dass die beiden grossen romanischen Nachbarvölker zu einer Verständigung gelangt seien. Die Antwort nahm mir alle Illusionen: „Bei uns sind diejenigen Kräfte am einflussreichsten, die mit Deutschland marschieren wollen, weil wir gegen Deutschland ohnehin keine territorialen Forderungen haben, während bei Frankreich etwas zu holen ist — Nizza, Korsika, Tunis. Die Verständigung dürfte von kurzer Dauer sein.“ Mussolini hatte sie in der Tat herbeigeführt, um für seine Eroberung Abessiniens den Rücken an der Alpengrenze frei zu haben; Laval glaubte, ein Italien, das sich in die Schwierigkeiten einer ostafrikanischen Eroberungspolitik stürze und auf der grossen Strasse nach Indien dem britischen Weltreich in die Quere komme, werde während langer Zeit Frankreich in Ruhe lassen. Aber obschon Laval in den denkwürdigen Verhandlungen des Völkerbundes alles tat, um eine für Italien akzeptable und milde Form der Sanktionen zu erreichen, und mit dieser Politik in Genf auch durchdrang, kehrte Mussolini sogleich nach der Eroberung Abessiniens wieder zu seiner Frankreich-feindlichen Politik zurück. Wohl versuchte er — zum letztenmal mit Erfolg in München im September 1938 — die

Kräfte der Zerstörung und des Krieges abzubremsen, als es sich herausstellte, dass nicht mehr er der stärkste Schmied des europäischen Schicksals war und Italien, das ausserdem militärisch nicht konkurrenzfähig war, in eine demütigende Abhängigkeit von seinem nordischen Verbündeten zu geraten drohte. Allein nun schritt das Schicksal, von dessen Unaufhaltsamkeit Mussolini so oft in seinen Reden gesprochen hatte, als Hitler in die Rheinlande, in Oesterreich und in Böhmen einmarschierte, über die späten Friedenswünsche und Temporisierungsversuche des Duce hinweg: im Sommer 1939 konnte seine Vermittlung nicht mehr fruchten. Am 10. Juni 1940 erklärte er vom Balkon des Palazzo Venezia aus seinem Volk, dass er sich entschlossen habe, alle Brücken hinter sich abzubrechen und Frankreich und England den Krieg zu erklären. Er entrann nicht dem immanenten Zwang seiner eigenen politischen Linie. Vielleicht ahnte Mussolini damals, dass der wunderbare Fischzug, den er im Trüben einer verworrenen Weltpolitik zu machen sich anschickte, nicht ganz frei von Risiken sei. Der Waffenstillstand mit Frankreich brachte ihm das heissgewünschte Nizza, Korsika und Tunis zunächst nicht ein, da die deutsche Politik noch die Möglichkeit einer Verständigung mit Frankreich offenhalten und dieses nicht durch Abtretung von Gebieten demütigen wollte, die von den Italienern nicht erobert worden waren.

\*

Die drei Jahre, während deren das italienische Volk und seine Armee an der Seite Deutschlands und der übrigen Dreierpaktmächte im entsetzlichsten aller Kriege ausgeharrt hat, bis es nach den bitteren Erfahrungen in Frankreich, in Griechenland, in Abessinien, in Libyen, in Russland, in Tunesien und zuletzt in Sizilien den Duce aus seinem Traum von historischer Grösse aufweckte und ihn von der Höhe seiner Macht stiess, gehören zur unmittelbaren Aktualität. Sie sollen daher nicht mehr in unsere Betrachtung eingeschlossen werden, ebenso wenig wie die jüngsten Ereignisse in Italien, die sich selbstverständlich noch ganz im Fluss befinden und über die daher ein auf genaue Kenntnisse gegründetes Urteil noch gar nicht möglich ist. Das Schicksal Italiens ist immer mehr — wie

dasjenige Frankreichs — ein integrierender Bestandteil eines viel grösseren, sich über die ganze Welt erstreckenden Völker- und Menschheitsschicksals geworden. Es ist dem langjährigen Lenker des fascistischen Regimes, dem man sicherlich nicht eine grosse Kenntnis und sichere Gewohnheit in der Ausübung der Macht wird absprechen wollen, vollständig aus der Hand geglipten. Ich wüsste kein besseres Beispiel dafür, dass überhaupt das heutige Geschehen unendlich viel stärker ist als die Männer, die es zu lenken vorgeben.

Es ist im heutigen Zeitpunkt völlig uninteressant geworden, ob das fascistische Regime auf gewissen Gebieten — wie z. B. dem wirtschaftlichen, demjenigen der Technik und des Verkehrs — Erfolge hatte oder nicht. Die Zerstörungen, die infolge seiner Teilnahme am Krieg in Italien durch feindliche Bomber angerichtet wurden, dürften bereits mehr zertrümmert haben, als was an öffentlichen Bauten von den Fascisten konstruiert worden war; die Opfer an Toten, Verwundeten und von Hunger und Not Gepeinigten dürften die Resultate der körperlichen Ertüchtigung der fascistischen Jugend in den letzten zwanzig Jahren wieder aufheben; die zu der geographischen Lage Italiens und zu seinen Naturschätzen — namentlich an Rohstoffen für die Industrie — in verhängnisvollem Missverhältnis stehende „politique de magnificence“ des Duce machte sich bereits durch den Verlust des ganzen Kolonialreichs bezahlt. Die Staatsfinanzen liegen derart im Argen, dass bereits seit acht Jahren von der italienischen Regierung keine Mitteilungen mehr darüber veröffentlicht worden sind. Das selbst bei uns von vielen Leuten bewunderte Korporationssystem war unter den ersten Institutionen des Regimes, die von der Regierung Badoglio abgeschafft wurden. Für den europäischen Menschen bleibt der tiefe Schmerz, dass sich unter den Opfern des gegenwärtigen Krieges die beiden grossen romanischen Kulturnationen, Frankreich und Italien, befinden. Es bleibt nur die Hoffnung, dass sie eingedenk ihrer vergangenen Grösse und gestützt auf ihre freiheitlichen Traditionen in neuer Form und mit neuen Männern an ihrer Spitze zu einem neuen, besseren Dasein erstehen werden.